

Michaela Christ: Die Jagd. Über den Tod von Farid Guendoul in Guben in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1999. In: RE:GUBEN, erschienen am 5. März 2013, URL: <http://www.re-guben.de/media/jagd.pdf>.

Michaela Christ

Die Jagd

Über den Tod von Farid Guendoul in Guben
in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1999

Nach jedem gewaltförmigen Ereignis stellt sich die Frage nach dem Warum. Warum hat jemand, haben mehrere dies oder jenes getan? Die Frage versucht Antworten zu finden, die Sinn stiften und mit denen man sich dem Verstehen nähern kann. Häufig rückt bei der Suche nach Erklärungen der eigentliche Akt der Gewalt in den Hintergrund. Hier wird am Beispiel der sogenannten Hetzjagd von Guben anders vorgegangen. Bis ins Detail wird dem Ablauf der Tat, wird dem Akt der gewalttätigen körperlichen Verletzung nachge-spürt. Zu Anfang steht nicht „Warum konnte es geschehen?“, sondern die Frage: „Wie ist es geschehen?“

Freitag

Der 12. Februar 1999 war ein Freitag. Die Woche ging zu Ende. – Montag und Freitag sind in der inneren Ordnung der Woche ein komplementäres Paar. Ist der Montag ein Symbol für Tristesse, der Anfangspunkt für die Lasten der kommenden Woche, so steht der Freitag für Abwechslung und Erleichterung. Der Freitag, kein Zweifel, ist dazu da, sein Glück zu machen. Jetzt ist die Zeit gekommen, die Ärgernisse und Sorgen der Woche, bevor sie dem Vergessen anheim gegeben werden, niederzuringen, zu ertränken oder die schönen Momente gebührend zu feiern. Am Freitagabend kann Dampf abgelassen werden. Was bevorsteht, ist die Freiheit des Wochenendes. Sie ist Verlockung und Ansporn zugleich. Der Freitagabend, ja, das ganze Wochenende sollen sich von der Eintönigkeit der Woche abheben. Jedes Wochenende besteht wieder die Möglichkeit, etwas wirklich Besonderes zu erleben.

Am Abend des 12. Februar trafen sich Issaka K. und Khaled B. mit ihrem Freund Farid Guendoul, um zusammen in die Diskothek *Dance-Club* im Gubener Stadtteil Obersprucke zu gehen. Issaka K. und Khaled B. lebten gemeinsam mit etwa 160 anderen Asylsuchenden in der Flüchtlingsunterkunft, im Volksmund: „Asylantenheim“, in Guben. Diese Sammelunterkunft lag am Stadtrand, unweit eines Industriegebiets und war von einem hohen Stacheldrahtzaun mit elektronisch gesicherten Türen umgeben. Die Sicherheitsanlagen wurden angebracht, nachdem das 1992 eröffnete Heim mehrfach angegriffen worden war. Farid Guendoul war aus Algerien nach Deutschland geflohen, weil er dort wegen Desertion gesucht wurde. Aus Sicherheitsgründen nannte er sich Omar Ben Noui. Er starb im Verlauf der Nacht, die hier geschildert wird. Sein Name ist der einzige, der hier nicht anonymisiert wird, er wurde in den Medien verbreitet und vor Gericht genannt.

Am jenem Freitagabend trafen sich auch einige junge Gubener Männer in Ronny P.s Wohnung in einem Hochhaus unweit der Diskothek *Dance-Club*, um Musik zu hören und Videos zu schauen. Sie hatten zwei Paletten Bier und den Film *Romper Stomper* mitgebracht. Der Film erzählt die Geschichte einer Neonaziclique in Melbourne, die Migranten jagt – und manchmal auch totschießt. Die jungen Männer in der Wohnung waren zwischen 17 und 23 Jahren alt. Gemeinsam hörten sie Musik der Gruppe *Landser*, einer Band, die bei rechtsgerichteten jungen Männern überaus beliebt ist und 2005 vom Bundesgerichtshof als Kriminelle Vereinigung verboten wurde. Als im August 1999 in Eggenstein sieben Neonazis zwei Vietnamesen die Schädel eintraten, sangen sie ein *Landser*-Lied: „Fidschi, Fidschi – Gute Reise“. Immer wieder. Musik von *Landser* hörten auch die beiden Männer, die im Jahr 2000 in einem Park in Dessau Alberto Adriano ums Leben brachten.

Im Laufe des Abends verließen einige, darunter Alexander B., die Wohnung, um noch in eine Disko außerhalb von Guben zu fahren. Gegen ein Uhr in der Nacht machten sich auch die anderen auf. Ziel war die nur einige hundert Meter von Ronny P.s Wohnung entfernte, an der Bundesstraße liegende Diskothek *Dance-Club*.

Diskothek

Hinter einem scheinbar zufälligen Schauspiel, dem Aufeinandertreffen verschiedener, einander meist unbekannter Menschen in einer Diskothek, verbirgt sich eine komplexe Ordnung. Es genügt nicht, laute Musik, Getränke und buntes Licht in einem Zimmer aufzubauen und darin alleine zu tanzen. Auch eine private Feier mit Musik und Tanz ist nicht gleichzusetzen mit den besonderen Verlockungen eines Diskothekenbesuchs. Was fehlt, ist der Reiz der Unkalkulierbarkeit. Denn: Diskotheken sind Ereignisorte. Orte, an die man sich begibt, im Glauben, dass dort etwas los sei. Dass es dort *action* gibt. Der Besuch ist mit einem Risiko verbunden: Es kann etwas passieren. Man kann jemanden kennen lernen, sich verlieben, besondere Anerkennung oder Aufmerksamkeit von Frem-

den bekommen, sich Ärger einhandeln und so weiter. Es kann aber auch gar nichts geschehen. Das macht das Risiko aus.

Zugleich wird die soziale Ordnung einer Diskothek zunächst bestimmt von der begrenzten Zeit, die den Besucherinnen und Besuchern zur Verfügung steht. Die Diskothek in Guben öffnete zwar bereits um 21 Uhr, richtig voll wurde es allerdings erst gegen 23 Uhr. Es bleiben also kaum mehr als drei, vier Stunden, um sich selbst in Szene zu setzen. Herausfordernd oder zurückhaltend vor einem zahlreichen, sachkundigen Publikum; bis Aufgeregtheit und Spannung in Müdigkeit oder sogar Enttäuschung umschlagen. Denn: wer etwas auf sich hält, kommt spät. Zeigend, dass es zwar interessant ist, den Erregungsort zu besuchen, man es gleichzeitig aber auch nicht nötig hat, da zu sein und zu warten, bis andere kommen. Die BesucherInnen einer Diskothek sind keine Mitglieder einer bestimmten geschlossenen Clique, sondern Gleichgesinnte einer zufälligen Gemeinschaft.

In Guben konnte man fast von einer Zwangsgemeinschaft sprechen, denn der *Dance-Club* war die einzige Diskothek. Es gab wenig andere Möglichkeiten zur sozialen Segregation nach Einkommensunterschieden, politischer Gesinnung, Alter oder auch nur Musikgeschmack. Entsprechend heterogen war das Publikum im *Dance-Club*. MigrantInnen besuchten den Club regelmäßig, ansonsten Jugendliche, Gubener BürgerInnen, unter ihnen auch Angestellte der Flüchtlingsunterkunft. Gelegentlich kamen auch „Rechte“ vorbei, sie wussten, dass der *Dance-Club* als „ausländerfreundlich“ galt. Auch Farid Guendoul, Issaka K. und Khaled B. waren häufiger hier zu Gast. Sie waren meist schon vor 21 Uhr am Einlass, weil man dann nur die Hälfte des Eintritts bezahlen musste.

Nacht

Sich in der Nacht auf der Straße zu bewegen, heißt, eine gänzlich andere Welt vorzufinden als am Tage. Zuallererst ist da die Dunkelheit. Sie schränkt das Sichtfeld ein, verbirgt mindestens genauso viel, wie sie preisgibt. Darüber hinaus sind nachts viel weniger Menschen unterwegs als am Tag. Gleichwohl werden Orte in der Nacht nicht weniger bedrohlich. Offenbar löst die Abwesenheit von vielen Menschen, die immerhin auch, mit Heinrich Popitz gesprochen, „Verletzungsmächtige“ sind, nicht unbedingt ein Gefühl der Beruhigung aus. Der Soziologe Michael Neumann begründet die unterschiedliche Wahrnehmung von Tag und Nacht folgendermaßen: „Nachts gibt es in der Öffentlichkeit keine Öffentlichkeit, kaum Bürger, kaum Passanten, nur die Leere der Straßen und Plätze – ein Machtvakuum, ohne die zivilen Obligationen, die tagsüber den Verkehr der Menschen in der Öffentlichkeit regeln.“ Das heißt, viele Menschen stellen zwar einerseits viele mögliche Gefahrenherde dar, bieten aber gleichzeitig auch mannigfaltigen Schutz. Dieser Eindruck bleibt bestehen, auch wenn zahlreiche Studien ergeben haben, dass die Bereitschaft, in einen Konflikt helfend oder deeskalierend einzugreifen, in den meisten Fällen sehr gering ist. Wenn die Wahrscheinlichkeit, dass jemand zu Hilfe eilt, schon am

Tag relativ gering ist, vermindert sie sich in der Nacht noch einmal deutlich, allein wegen des Mangels an Menschen, die man um Hilfe bitten könnte.

Anlass

Der *Dance-Club* hatte sich gefüllt. Kurz vor Mitternacht waren die Kubaner Julio N. und Leonardo G. mit einem Freund angekommen. Farid Guendoul, Issaka K, Khaled B., ein Soldat mit seiner Freundin und eine Gruppe Vietnamesen waren ebenfalls unter den Gästen. Auch drei der jungen Männer, die bei dem Videoabend im Hochhaus waren, in Bomberjacken, Springerstiefeln und mit millimeterkurz geschorenen Haaren. Sie trafen dort Freunde.

In Guben wohnten relativ viele – etwa 100 – Menschen vietnamesischer Herkunft. Die meisten von ihnen waren noch in der DDR als sogenannte Vertragsarbeiter aus Vietnam gekommen und im örtlichen Chemiewerk angestellt; sie sind nach der „Wende“ geblieben, betrieben Einzelhandelsgeschäfte, Imbissbuden oder Restaurants. Auch einige andere, ehemalige Chemiewerker aus Kuba oder Mosambik haben sich dauerhaft in Guben niedergelassen. Viele von ihnen heirateten deutsche Frauen.

Gegen halb drei kam es zwischen den Jungen mit den kahlrasierten Schädeln und einigen vietnamesischen Gästen zum Streit. Auslöser war eine Zigarette. David B. sagte vor Gericht aus, einer der Vietnamesen habe ihm eine Zigarette an den Kopf geschnippt, woraufhin es zum Streit gekommen sei. Der Konflikt schwelte. Die deutschen Jugendlichen telefonierten Verstärkung herbei. Der Freitagabend schien die Hoffnung nach Ereignissen zu erfüllen. Vor der Tür des Clubs kam es zu Handgreiflichkeiten zwischen den deutschen Jugendlichen und den Diskobesuchern vietnamesischer Herkunft. Der Verlauf der Streitereien entwickelte sich offenbar zu Ungunsten der deutschen Clique. Sie wollten zurück in den *Dance-Club*, doch der Türsteher verweigerte ihnen den Einlass.

Während draußen die Fäuste flogen, beschlossen Julio N. und Leonardo G. die Diskothek zu verlassen. Vor der Tür wurden sie von den deutschen Jugendlichen bedrängt. Leonardo G. gelang es, sich am Türsteher vorbei wieder in den Club zu drängeln. Julio N. jedoch wurde von einigen Deutschen beleidigt und zu Boden gestoßen.

Etwa zur selben Zeit wollten auch der Soldat und seine Freundin nach Hause gehen. Er trat ins Freie und sah eine Gruppe erregter Menschen. Vor ihm stand Ronny P., der „Sind wir Fidschis, dass wir nicht reindürfen?“ schrie und ihm mit der Faust ins Gesicht schlug. Er schlug zurück, Ronny P.s Lippe platzte auf und blutete. Der Soldat und seine Freundin wandten sich zum Gehen, als der noch am Boden liegende Julio N. eine Art Metallschiene zu fassen bekam. Er rappelte sich auf und schlug, laut schreiend, dem Nächstbesten, den er als Angreifer identifizieren konnte, zweimal mit der Schiene auf den Rücken: Ronny P. Die Clique der Deutschen rannte davon.

Ronny P. lief verletzt los, kletterte über einen Zaun, fiel hin, prellte sich das Knie und schürfte sich die Hände auf. An der nahegelegenen ARAL-Tankstelle, einem unter rechtsgerichteten Jugendlichen bekannten nächtlichen Treffpunkt, verschwand er in der Toilette. Auch Steffen H. und David B. liefen die Bundesstraße vor dem *Dance-Club* Richtung ARAL-Tankstelle entlang. Dort trafen sie auf drei andere Männer aus ihrer Clique und erzählten von der Schlägerei mit den vietnamesischen Diskobesuchern. Zusammen gingen sie zurück zur Disko. Einer von ihnen, Alexander B., war außer sich vor Wut. Es war kurz vor drei Uhr, als er die Polizei rief. Während sie auf diese warteten, telefonierten sie nach weiteren Freunden.

Alexander B. rief die Polizei in der Hoffnung auf Unterstützung und Bestätigung. Die jungen Männer wollten Genugtuung. Sie hatten einen guten Abend in der Disko verbringen und sich amüsieren wollen und wurden ausgerechnet von denen, die sie verachteten, deren Tod sie sich in Liedern und Filmen beschreiben ließen, in die Flucht geschlagen. Der Abend verlief anders, als gedacht: Jeder, den sie angriffen, zu Boden schupsten, beleidigten oder dem sie ins Gesicht schlugen, wehrte sich, wollte nicht Opfer sein. Schließlich wurde ihnen auch noch der Zugang zur Diskothek verweigert. In ihrem Wohnviertel, dem Stadtteil, in dem in der Regel sie bestimmten, welche Jugendlichen sich an und in öffentlichen Freizeiteinrichtungen aufhalten durften, wurde ihnen der Einlass verwehrt. Ihr „Hausrecht“ war verletzt worden, ihr Zorn und ihre Empörung waren groß, sie fühlten sich im Recht, als sie nach der Ordnungsmacht riefen. Den Polizisten berichteten die deutschen Jugendlichen von einem Streit mit Vietnamesen und gaben an, verletzt worden zu sein. Allerdings konnten diese keine Verletzungen erkennen. Das Angebot der Beamten, Anzeige zu erstatten, schlugen die erregten Jugendlichen aus. Statt von der Polizei in ihrer Empörung bestätigt zu werden, mussten sie sich einem Alkoholtest unterziehen und ihre Ausweise vorzeigen. Alexander B. war darüber so zornig, dass er dem Einsatzleiter seinen Ausweis vor die Füße schleuderte.

Die Polizisten fuhren weiter. Die herbeitelefonierten Freunde trafen ein. Zu neun machten sich die Jugendlichen auf, um nach weiteren Mitstreitern zu suchen. Ihr Ziel war es, noch einmal zu versuchen, in die Disko „einzureiten“. Sie waren inzwischen zu einer wahrnehmbaren Gruppe angewachsen. Sie hatten einen Anlass und ein gemeinsames Ziel, den *Dance-Club*. Ab diesem Zeitpunkt änderte sich vieles. Sie waren nicht mehr nur einzelne Individuen, sondern Teile einer Gruppe. Individuelle Handlungspräferenzen wurden zurückgestellt und dem Interesse der Gemeinschaft untergeordnet. Eine Meute hatte sich gebildet.

Elias Canetti hat in *Masse und Macht* die Sozialform der Meute untersucht. Er beschreibt die Meute als eine Gruppe von wenigen, zehn, vielleicht zwanzig Personen, die danach streben, mehr zu werden, um die Kraft der Gruppe zu stärken: „Die Meute besteht aus einer Gruppe erregter Menschen, die sich nichts heftiger wünschen, als mehr zu sein.“

Was immer sie gemeinsam unternehmen, ob sie auf Jagd oder Krieg ausgehen, es wäre für sie besser, sie wären mehr. Für die Gruppe, die aus so wenig Angehörigen besteht, wäre jeder einzelne, der dazustößt, ein deutlicher und gewichtiger, ein unentbehrlicher Zuwachs. Die Kraft, die er mitbrächte, würde ein Zehntel oder Zwanzigstel der Gesamtkraft ausmachen. Die Stelle, die er einnähme, wäre von allen genau beachtet. Er würde im Gesamthaushalt der Gruppe wirklich zählen, so wie kaum einer von uns heute zählen kann.“

Meute

Die Angehörigen der Meute sind keine zufällig zusammengewürfelte Gruppe von Unbekannten. Charakteristisch für sie ist vielmehr, dass sie sich ziemlich gut kennen. „Sie haben immer zusammengelebt, sie begegnen einander täglich, in vielen gemeinsamen Unternehmungen haben sie einander auf das Genaueste einschätzen gelernt.“ Gerade weil die Meute sich aus einander bekannten Menschen zusammensetzt, ist es für sie schwer zu wachsen. Es gibt in aller Regel nicht genügend andere, die den Anforderungen des Bekanntheitsgrades genügen. Unerwarteter Zuwachs ist also selten. Vielmehr kann die Meute nur wachsen, indem gezielt Bekannte angesprochen und mit einbezogen werden. Die Meute ist klein. Es ist dem Einzelnen nicht möglich, in der Masse zu verschwinden. Daraus erwächst die besondere Dynamik. Jeder Einzelne ist sichtbar. Canetti schreibt: „Was ihnen an wirklicher Dichte abgeht, ersetzen sie durch Intensität.“

Der Mangel an Wachstumsvermögen ist gleichzeitig auch eine Stärke der Gruppe. Die Beziehungen untereinander garantieren ihren Bestand; selbst wenn die Angehörigen aus welchen Gründen auch immer auseinandertreiben, sie werden sich wiederfinden, sammeln, solange bis sie ihr gemeinsames Ziel erreicht haben oder aber besondere Umstände ihre Pläne durchkreuzen. Die Bande untereinander sind stark genug, die Einzelnen wissen, wem sie verpflichtet sind.

All das traf auf die Gubener Meute zu. Sie waren alle in der Stadt aufgewachsen und kannten sich schon lange. Sie waren nicht alle mit allen, aber doch in kleineren Grüppchen eng befreundet. So machten beispielsweise zwei aus der Gruppe eine Maurerlehre; drei andere nahmen zusammen am Berufsvorbereitungsjahr in Cottbus teil. Vier von ihnen waren bereits zusammen straffällig geworden: Ein Einbruch in einen Getränkemarkt, um Geld, Schnaps und Süßigkeiten zu „besorgen“. Der Versuch, eine Tankstelle aufzubrechen. Ein 13-jähriger Junge, der über Nacht gefangen gehalten, geschlagen und gefoltert wurde. Die Täter hatten ihm eine ungeladene Pistole in den Mund gesteckt und abgedrückt. Sie hatten ihn mit Teppichklebeband eingewickelt und ihn, immer wenn er sich bewegte und das Band raschelte, geschlagen, weil sie das Rascheln störte. Am Morgen hatten sie ihm Teppichschaum in die Haare gesprüht und angezündet. Drei weitere Ereig-

nisse der letzten Art wurden vor Gericht verhandelt. Fast alle Vorfälle ereigneten sich an einem Freitag oder Samstag.

Am Abend des 12. Februar suchten diese jungen Männer eine Gaststätte auf und hielten dort nach Unterstützung Ausschau. Sie fanden niemanden. Trotzdem verloren sie ihr Ziel nicht aus den Augen. Noch galt die von Alexander B. ausgegebene Parole, in den Club „einzureiten“. Sie fuhren hin und scheiterten erneut am Türsteher.

Gerücht

Jemand telefonierte mit Ronny P. Der war zu Hause. Erzählte, er sei „von einem Neger mit einer Machete aufgeschlitzt worden“ und liege verletzt in seiner Wohnung. Mit „Neger“ war wohl der dunkelhäutige Kubaner Julio N. gemeint und die Machete das Stück Metall, das dieser vor dem *Dance-Club* am Boden gefunden hatte. Schnell machte diese Geschichte die Runde. Noch hatte niemand Ronny P. gesehen. Keiner der Anwesenden konnte seine Verletzungen bestätigen, doch seine Aussagen wurden weiter verbreitet. Ob die Jugendlichen die Geschichte tatsächlich glaubten oder nur glauben wollten, um ihrem Handeln einen Sinn zu verleihen, oder ob dieses Gerücht erst im Zuge der späteren Ermittlungen wegen seiner Sinnhaftigkeit stärker in den Vordergrund gerückt wurde, kann nicht geklärt werden. Selbst wenn die jungen Männer der Geschichte Glauben schenken, hing dies vermutlich ebenso mit dem aus ihrer Sicht plausiblen Ereignis zusammen wie mit der Wesensart von Gerüchten. Denn besser als jede andere Art von Informationen gibt das Gerücht Auskunft über Ängste und Wünsche derer, die es aufnehmen und weiterverbreiten; es sagt viel aus über verborgene Gefühle und Befindlichkeiten oder, wie in diesem Fall, über Ressentiments. Das Gerücht will geglaubt werden. Es ist dabei relativ unabhängig von der sozialen Wirklichkeit; was zählt, ist die Überzeugungskraft des Urhebers und die Vorstellungskraft der Empfänger. Die Zuhörer sind es, die entsprechende Bilder und für sich sinnvolle Antworten auf die Frage danach, was eigentlich geschehen ist, finden müssen.

Es ist jedoch nicht der Inhalt von Gerüchten allein, der bei ihrer Verbreitung eine Rolle spielt. Die Handlung an sich, das Weitersagen und am Wissen teilhaben, lässt soziale Bande stärker werden. Über die Verbreitung von Gerüchten werden Beziehungen geknüpft. Wer das Gerücht streut, macht deutlich, wer zur Gruppe gehört und wer nicht. Durch das Gerücht teilt die Gruppe ihren Mitgliedern mit, was sie glauben müssen, wenn sie weiter dazu gehören wollen. Die emotional aufgeladene Stimmung in der Gruppe lässt Bedenken nicht zu. Sobald die Mehrzahl der Gruppe oder aber deren Meinungsführer deutlich werden lassen, dass sie dem Gerücht Glauben schenken, hat der Zweifler keine Möglichkeit mehr zu intervenieren, ohne sich außerhalb der sozialen Gruppe zu stellen. Und je mehr dem Gesagten Glauben schenken, desto glaubwürdiger wird das Gerücht,

denn: Was so viele sagen, kann ja nicht falsch sein. Das Absurde an dieser Logik ist das Fundament des Gerüchts.

Es gab keinen Beweis für Ronny P.s Machetenverletzungen und gleichzeitig war der Glaube der anderen, dass es die Verletzungen gab, Beweis genug. Im klischeebeladenen Denken der jungen Männer war die dunkle Haut wahrscheinlich nicht weit von der Machete entfernt. Die Bilder ihres „aufgeschlitzten“ Freundes im Kopf, angestachelt und aufgeputzt durch die gruppeneigene Dynamik machte sich die Meute auf zum neuen Ziel: Ronny P.s Wohnung im Hochhaus, dem höchsten Haus in der „Sprucker Platte“.

Ordnungshüter

Es war vier Uhr morgens, als der 43-jährige Axel S. zu Fuß durch die Stadt nach Hause ging. Er bemerkte, wie vor dem Hochhaus drei Autos hielten, mehrere junge Männer ausstiegen und Parolen grölten. Axel S. sah, wie zwei von ihnen den Hitlergruß zeigten. Er kannte einen aus der Gruppe, ging hin und sprach die Jugendlichen an. Er wurde angerempelt und bekam gesagt, er solle sich „verpissen“. Jemand ging dazwischen. Eine Polizeistreife hielt an, zwei Polizeibeamte stiegen aus. Sie begrüßten die jungen Männer und schickten Axel S. weiter.

Das Benehmen der Beamten war ein deutliches Signal an alle Beteiligten: Sie kehrten die Verhältnisse um. Diejenigen, die auffällig gegen die öffentliche Ordnung verstoßen haben, wurden vor demjenigen, der versuchte dagegen vorzugehen, in Schutz genommen. Diejenigen, die die Regeln noch unter den Augen der Polizisten gebrochen hatten, wurden nicht einmal ermahnt. Axel S. wurde des Platzes verwiesen.

Ob sich die Beamten in diesem Moment der Wirkung ihres Tuns bewusst waren oder nicht, ist nicht auszumachen. Was sie taten, konnte aus Sicht der Jugendlichen nur als Billigung ihres Verhaltens interpretiert werden. Die Beamten waren uniformiert und in ihrer Funktion ausführende Organe des staatlichen Gewaltmonopols. Ihr Handeln übertraf in der Wirkung die Intervention von S. um ein Vielfaches. Axel S. war in den Augen der Jugendlichen nur ein normaler Erwachsener, der sich einmischen wollte, den man ignorieren oder wegschicken konnte. Das Wort der Polizisten aber galt. An ihre Anweisungen musste man sich halten. Ihr Tun war staatlich legitimiert. Sie waren die Vertreter des Gesetzes.

Gewaltressourcen

Guben ist eine Kleinstadt wie viele andere im Osten Deutschlands. Vielleicht ein wenig herausragend durch ihre Lage direkt an der polnischen Grenze. Dennoch: Kleinstadt bleibt Kleinstadt. Eine übersichtliche Infrastruktur, einige Ärzte und Apotheken, einige Gaststätten, eine Diskothek und zwei Jugendclubs. Gubens soziale und wirtschaftliche

Situation unterscheidet sich kaum von anderen ostdeutschen Provinzstädten, samt der Massenabwanderung in den Westen, der hohen Arbeitslosigkeit und der Deindustrialisierung. Als typische Kleinstadt teilt Guben alle Vor- und Nachteile, die das Leben an einem solchen Ort mit sich bringen. Allen voran ist da die Übersichtlichkeit. Die gilt für die sozialen Zusammenhänge ebenso wie für die Infrastruktur. Viele kennen sich aus der Schule, dem Verein, von der Arbeit, von den Einkaufstouren nach Polen. Anders als in der Anonymität einer Großstadt sind hier die sozialen Bezüge relativ eng. Das bedeutet auf der einen Seite große soziale Kontrolle, auf der anderen Vertrautheit, Sicherheit und möglicherweise engen Zusammenhalt nach außen.

Die beiden Polizeibeamten suchten Ronny P. zusammen mit seinen Freunden in dessen Wohnung auf. Sie begutachteten seine Verletzungen. Niemand wollte Anzeige erstatten. „Das regeln wir selbst“, sagte einer der jungen Männer. Alexander B. telefonierte mit seiner Mutter. Die Gruppe war in einer Sackgasse: Sie durfte nicht in den *Dance-Club*, hatte einen Verletzten zu beklagen und wusste nichts über den Täter, außer dass er schwarz sein sollte. Das Ziel war ihr abhanden gekommen. Alexander B. ist in Guben aufgewachsen, wusste, dass viele schwarze Kubaner schon seit Jahren in der Kleinstadt wohnten, und vermutete, dass seine Mutter näheres über diese wissen könnte. Seine Nachforschungen bei ihr ergaben, dass „der Neger“ „Julio“ heiße. Alexander B. hatte mit der Schlägerei am *Dance-Club* nichts zu tun. Er hat die Diskothek an diesem Abend nicht einmal betreten. Aber er verstand es in diesem Moment, das Rad am Laufen zu halten.

Das Telefonat zeigt, wie eng das Netz aus Bedrohung gewoben werden kann. Es geht nicht um die Beziehung zwischen Mutter und Sohn, sondern um das soziale Netz Gubens, dessen Teil sie sind und in dem sich auch Julio N., Farid Guendoul, Khaled B. und Issaka K. bewegten. Der Anruf zeigt auch, wie unterschiedlich die Ressourcen zwischen den Akteuren verteilt waren und wie das Wissen, die sozialen Beziehungen, kurz: das soziale und kulturelle Kapital, über das Alexander B. und die Meute verfügten, zu Ressourcen der Gewalt werden konnten. Die Angehörigen der Meute hatten profunde Ortskenntnisse und Ortssicherheit, das heißt, sie wussten sich zu bewegen, die Stadt war ihnen geläufig, sie gingen seit ihrer Kindheit darin umher. Auch die relative Vertrautheit, die daraus entstand, dass Gubener Jugendliche mit Gubener Polizisten sprachen, war eine Ressource, auf die die Jugendlichen zurückgreifen konnten. Sie sprachen dieselbe Sprache, denselben Dialekt, benutzten vermutlich ähnliche Redewendungen. Die Ressourcen, derer sich die Meute bedienen konnte, erwachsen im Wesentlichen aus ihrer Vertrautheit mit dem kleinstädtischen Geschehen, der Geographie des Ortes, seiner Bewohner und Bewohnerinnen. Diese Ressourcen waren jederzeit verfügbar. Gerade in schwierigen Situationen konnten sie der Meute den entscheidenden Vorteil gegenüber ihren späteren Opfern verschaffen. Diese konnten nämlich in Bezug auf die Ressourcen nicht mit den Angehörigen der Meute konkurrieren. Sie mögen vielleicht über Ortskenntnisse verfügt haben, die

Ortssicherheit jedoch fehlte ihnen. Sie waren durch ihren Status als Asylsuchende, der eine Sonderbehandlung in allen Lebensbereichen mit sich bringt, auf die Außenseiterrolle festgelegt, etwas, das auch ihren Zugang zu sozialem Kapital erheblich einschränkte.

Die Stimmung in Ronny P.s Wohnung beschrieben die beiden Beamten später als sehr aufgebracht. Es wurde geschrien und heftig diskutiert. Die jungen Männer waren zu Ronny P.s Wohnung gefahren, in der Erwartung Verletzungen zu sehen, die von einer Machete herrühren sollten. Was sie gesehen haben, hat offenkundig ihre Vermutungen bestätigt. Wie dramatisch Ronny P.s Verletzungen aussahen – eine Platzwunde an der Lippe und Schürfwunden an den Händen, samt einer Prellung am Knie – ist nicht auszumachen. Im gerichtsarztlichen Gutachten heißt es: „(...) Die Verletzungen am rechten Bein stellen Schürfwunden dar und bieten keinen Anhalt für eine scharfe Gewalteinwirkung. Als Entstehungsursachen kommen ein Sturzgeschehen oder Fußtritte in Frage. Eine Entstehung durch die Machete, so wie vom Geschädigten angegeben, ist lediglich durch die stumpfe Seite vorstellbar. Insgesamt handelt es sich bei den Verletzungen um Bagatellevletzungen. Für eine massive Einwirkung mit der angegebenen Machete fanden sich keine Hinweise.“ Vor dem Hintergrund des Gerüchts aber war es für die jungen Männer möglich, das Gesehene zu deuten. Realität und Vorstellung wurden zu einem kohärenten Bild verknüpft. Die Geschichte mit der Machete – eben noch ein Gerücht – geriet angesichts der realen Verletzungen Ronny P.s zur Gewissheit. Dass diese im Wesentlichen von dem Fausthieb des Soldaten und seinem Sturz bei der Flucht herrührten, blieb unerwähnt. Die Polizisten riefen einen Krankenwagen. Ronny P. wurde, eskortiert von den Autos seiner Freunde, ins Krankenhaus gebracht.

Erfolg

Die bisher ungerichteten Bewegungen der Jugendlichen nahmen langsam Formen an. Suchend fuhren sie durch die Stadt. Unterwegs hielten sie an einer Baustelle in der Altstadt an und luden Pflastersteine in die Kofferräume ihrer Autos. Einige hundert Meter weiter warfen drei der Jugendlichen damit die Scheiben eines Asia-Ladens ein.

„Alles beginnt von neuem, und es beginnt eben im kraftvollen Zustand der gemeinsamen Erregung“, schreibt Elias Canetti und es ist, als meine er damit die Ereignisse in Guben. Die Szene in Ronny P.s Wohnung hatte der Gruppe ihre Verletzbarkeit vor Augen geführt, sie gleichzeitig aber auch in ihrem Zusammenhalt bestärkt. Der andere, der Verletzte, war nun fort, ihn hatten sie hinter sich gelassen. Kein sichtbares Zeichen der Verletzungsoffenheit mehr, das man umkreist, um der eigenen Erregung willen. Höchstens noch ein Stachel in der Erinnerung, den es auszureißen gilt. Die jungen Männer wollten mehr werden, wollten ihre Stärke spüren, zum Ausdruck bringen, dass sie es sind, die aufrecht gehen. Sie bewaffneten sich für ihre neue Aufgabe: Rache. Das Ziel: „Julio“ finden, der ihren Kameraden so verletzt hatte, dass er ins Krankenhaus gebracht werden

musste. Die erfundene Machete war insofern Realität geworden, als sie der Gruppe als Handlungsanlass diente.

Dass die Pflastersteine den Asia-Laden trafen, war kein Zufall. Die Steinwürfe waren die Antwort auf die vor dem *Dance-Club* erlittene Niederlage, auf die Schmach, den vietnamesischen Diskobesuchern unterlegen gewesen zu sein. Der Angriff garantierte den Erfolg, der sich den ganzen Abend über noch nicht hatte einstellen wollen. Mitten in der Nacht gab es niemanden, der sie abhalten konnte oder wollte. Umso lauter war ihr Triumph. Sie wollten nicht plündern oder sich bereichern, es ging nicht um materielle Werte. Der Laden selbst blieb unangetastet. Die blanke Lust an der Zerstörung, das Klirren der Scheiben, das die Stille der Nacht durchbrach, war genug. Für die Gruppe war ein asiatisches Geschäft Symbol für das, was sie verachtete und gering schätzte: „Ausländer“. Die sollten getroffen, ihnen sollte Furcht eingeflößt werden. Denn das eigentliche Ziel war nicht das Geschäft, sondern seine BesitzerInnen. Auch allen anderen, Nachbarn wie Passanten, würden am nächsten Morgen die Wunde sehen können, die in der Nacht geschlagen wurde. Das Kaputtmachen hatte somit auch einen sozialen Sinn. Die, gegen die es sich richtete, sollten Angst bekommen. Die, die es sahen, sollten das Zeichen lesen, das mit der Zerstörung gesetzt wurde. Gleichgesinnten sollte es ein Beispiel sein. Es wurde gezeigt, dass eine Grenze überschritten werden kann.

Die jungen Männer fuhren weiter. An der ARAL-Tankstelle endlich trafen sie zwei Bekannte, die sich ihnen anschlossen. Zu elft machten sie sich in drei Autos erneut auf den Weg.

Gelegenheiten

In den Morgenstunden leerte sich der *Dance-Club* allmählich. Farid Guendoul, Issaka K. und Khaled B. hatten nicht mehr genug Geld für ein Taxi, Nachtbusse gab es nicht, sie beschlossen, zu Fuß zurück ins Asylbewerberheim zu gehen, in dem Khaled B. und Issaka K. wohnten. Kurz nach ihnen verließ Diana G. das Lokal. Auch ihr Heimweg führte an der Bundesstraße entlang. Sie sah etwa 50 Meter vor sich die drei Männer, die sie vom Sehen kannte, an der Straße gehen, als mehrere Autos langsam neben ihr her fuhren. Aus dem ersten Wagen wurden Parolen gerufen. Bald blieben die Autos stehen, Alexander B. und Steffen H. stiegen aus und liefen hinter Diana G. her. Sie riefen: „Hass, Hass, Hass – Ausländer raus.“ Diana G. ging weiter. Die beiden Männer kamen näher. Als sie die Frau erreichten, schüttete einer der beiden Bier über ihren Kopf, ihre Jacke, ihre Hose, dann stiegen sie wieder in ihre Wagen. Zurück im Auto maßregelte Alexander B. einen der Mitfahrer: „Beim nächsten Mal machst du mit.“

Es konnte jeden treffen. Es war wohl eher die sich bietende Gelegenheit, denn die konkrete Person, die ausschlaggebend war für eine Handlung. Noch hatte die Jagd nicht richtig begonnen. Ohne die Beute vor Augen zu haben, war das Verlangen, sie zu ergrei-

fen, noch nicht so groß, als dass nicht Zeit bliebe, anderweitig Erfolge zu sammeln. Fenster wurden eingeschlagen oder Menschen gedemütigt. Schläge oder andere körperliche Angriffe waren nicht unbedingt nötig; Angst und Unsicherheit ließen sich auch mit viel einfacheren Mitteln verbreiten. Was geschah, geschah mit Billigung der Gruppe. Doch es war nicht selbstverständlich, dass alle jederzeit bereit waren mitzumachen.

Diana G. kam mit dem Schrecken davon. Sie hatte vor Furcht wie gelähmt still gestanden und versteckte sich als die Männer von ihr abließen hinter einem Stromkasten und beobachtete, wie die drei Wagen wenige Meter weiter erneut stehen blieben.

Jagd

In einem der Autos sangen alle mit zu den Liedern von *Landser*, als Alexander B. Farid Guendoul, Issaka K. und Khaled B. auf dem gegenüberliegenden Gehweg ausmachte. Auf Alexander B.s Kommando „Anhalten, da sind Kanaken“ bremste Daniel R. scharf; auch die nachfolgenden Autos blieben stehen. Aus dem ersten Wagen sprangen zwei der Jugendlichen. Sie liefen, schreiend – „Wir haben Euch was mitgebracht: Hass, Hass, Hass“ – auf Guendoul, Issaka K. und Khaled B. zu. Auch aus den nachfolgenden Autos stiegen Insassen aus. Guendoul, Issaka K. und Khaled B. waren, als sie die quietschenden Reifen hörten, stehen geblieben, sie sahen und hörten die schreienden Männer auf sich zu kommen, machten kehrt und hasteten zurück über die Straße in Richtung *Dance-Club*.

Den drei Männern war augenblicklich klar, dass ihnen Gefahr droht. Wer in einem stacheldrahtbewehrten Haus wohnt, in dem die Menschen darauf achten, am Abend nicht alleine auszugehen, ist sensibel für bedrohliche Situationen.

Die Asymmetrie der beiden Gruppen war überdeutlich. Hier die Jäger, dort die Beute. Dabei beschrieb nicht nur die personelle Übermacht das Kräfteverhältnis, vielmehr zählte das Moment der Überraschung. Die Plötzlichkeit, mit der die Angreifer aus dem Dunkeln auftauchten, ihre Vehemenz, ihre Zielgerichtetheit, ihre Lautstärke. Die jungen Männer hatten Zeit, sich auf den Angriff vorzubereiten, sie hatten sich gegenseitig emotional aufgastachelt. Als der Moment gekommen war, auf den sie gewartet hatten, schlugen sie umstandslos zu. „Die Gewalt der Meute ist zuallererst die Gewalt der Geschwindigkeit. Die Zeit ist ihre wichtigste Waffe“, schreibt Wolfgang Sofsky. Das Einzige, was die drei Diskobesucher vor dem Zugriff retten konnte, war der zeitliche Vorsprung, der sich im Abstand zwischen ihnen und ihren Verfolgern niederschlug. Diesen Abstand zu verringern, war das Ziel der Meute. Umso wichtiger die Überraschung. Der Schock des Angriffs lähmte die Überfallenen und: Je länger sie brauchten, sich der Verfolgung bewusst zu werden, desto kleiner wurde der Abstand zwischen ihnen und der Gruppe.

Die Opfer waren absolut unvorbereitet. Farid Guendoul hatte bis zum letzten Lied getanzt. Die drei waren müde und wollten nach Hause. Von einer Minute auf die nächste war die Welt der sozialen Normalität Vergangenheit. Der Raum war offen, und es gab

niemanden, der die drei Migranten schützte. Helferwartung und Hilfgewissheit gehören nach Améry zu den Fundamentalerfahrungen der Menschen. Er schreibt, dass die Erwartung, dass einem früher oder später Hilfe zuteil wird, ein psychisches Konstitutionselement ist. Das geflügelte Wort von der Hoffnung, die zuletzt stirbt, ist Sprache gewordener Ausdruck dieser Grundannahme. In einem Moment aber, in dem diese Helferwartung nicht von irgendwem, sondern von den Hütern der Ordnung enttäuscht wird, gerät die Welt aus den Fugen.

Farid Guendoul, Khaled B. und Issaka K sahen die laut schreienden Männer auf sich zukommen. In der Nacht verhält man sich eher still. Es ist ruhig auf den Straßen, auch auf der Bundesstraße in Guben ist spät in der Nacht kein Verkehr. Die Angreifer jedoch brüllten. Für die drei Migranten ein Zeichen, dass diese Männer keine Furcht hatten, jemand könnte ihr Tun unterbrechen. Offenbar waren sie sich ihrer Sache sicher, sie hatten sich den Raum angeeignet, sie fühlten sich mächtig genug, ungestraft so zu handeln. Die Angreifer hatten die konventionellen Obligationen nächtlichen Verhaltens hinter sich gelassen. Farid Guendoul, Khaled B. und Issaka K. war augenblicklich klar, dass sie keine andere Chance hatten, als zu fliehen. 50, 100 Meter waren es bis zum *Dance-Club*. Sie machten kehrt und rannten.

Es ging um das Erreichen der Beute, um den kürzesten Weg. Die drei Migranten sollten gefasst werden. Sie zu ergreifen, war das oberste Ziel der Meute. So sprangen die Verfolger zurück zu ihren Autos, stiegen ein und rasten los, quer über die Straße und hinter den Flüchtenden her. Es blieb keine Zeit mehr, sich abzusprechen, jeder tat, was er konnte. Die drei Fahrzeuge rasten die Straße die wenigen Meter bis zum *Dance-Club* hinunter. Über alle Fahrspuren hinweg wurden die Autos gelenkt, die Fliehenden immer im Auge haltend. Nach etwa hundert Metern quietschten die Bremsen erneut; die Wagen wurden zum Stehen gebracht. Guendoul, Issaka K. und Khaled B. liefen zwischen den Autos durch. Dann trennten sich ihre Wege. Khaled B. stürmte über eine kleine Grünfläche, die die Bundesstraße von der Hugo-Jentsch-Straße trennt, auf dort parkende Autos zu, Farid Guendoul lief, gefolgt von Issaka K., über die Grünfläche auf die Häuser der Hugo-Jentsch-Straße zu.

Die Verfolger jagten los, einer den anderen mitreißend. Sie waren sich selbst Unterstützung und Anfeuerung. Die Schreie, die sie ausstießen, dienten nicht nur zur Einschüchterung der Opfer, sie galten auch einander: Wir sind stark, wir sind am Zug. Zwei der jungen Männer rannten hinter Farid Guendoul und Issaka K. her.

Für die Opfer drehte sich die Spirale weiter, der Weg wurde ihnen abgeschnitten, das sichere Ziel verwehrt. Hinter ihnen die offene Straße, vor ihnen die langen Häuserblocks der Hugo-Jentsch-Straße. Es gab für sie keinen Ort mehr, den sie kannten, zu dem sie hätten fliehen können. Panik und Todesangst beherrschten sie. Innehalten wäre das sichere

Verhängnis gewesen. Es blieb keine Zeit zum Nachdenken, zum Sich-orientieren, Entscheidungen mussten unmittelbar getroffen werden.

Wahrscheinlich lag der Trennung keine bewusste Entscheidung zugrunde. Khaled B. hatte sich für den einen Weg entschieden und als er merkte, dass die anderen beiden in die entgegengesetzte Richtung liefen, war es entweder schon zu spät, um zu ihnen zu kommen, oder aber egal, weil seine Gedanken nicht bei ihnen verweilen konnten, solange er die Schritte der Verfolger dicht hinter sich hörte. Immer dort entlang führte der Weg der Verfolgten, wo der Abstand zwischen ihnen und den Jägern am größten zu sein schien. Sie waren es, die die Situation ganz und gar unter Kontrolle hatten. Ihre Ausfallschritte, ihre Schreie gaben die Richtung vor.

Körper

Drei der Verfolger stürmten hinter Khaled B. her. Einer – Rene K. – erreichte ihn und versetzte ihm einen Fußtritt. Khaled B. stürzte zu Boden, konnte sich aber sofort wieder aufrappeln und lief weiter. Rene K. kam erneut an ihn heran und trat mehrfach mit dem Fuß in seinen Rücken. B. fiel zwischen zwei Autos. Sein Kopf schlug gegen eine Stoßstange. Schützend hielt er seine Hände über den Kopf, schrie und jammerte: „Ich bin tot, ich bin tot ... Die Blut! ... Mein Auge ist weg.“ Von hinten warf jemand einen Pflasterstein, der sein Ziel verfehlte. Khaled B. wurde ohnmächtig.

„Die Grenzen des Körpers sind die Grenzen meines Ichs. Die Hautoberfläche schließt mich ab gegen die fremde Welt: auf ihr darf ich, wenn ich Vertrauen haben soll, nur zu spüren bekommen, was ich spüren *will*“, notiert Jean Améry. Im Umkehrschluss heißt das, wenn die Grenzen des Körpers, wie bei Khaled B., mutwillig überschritten werden, gibt es kein Vertrauen mehr. Bei Canetti heißt dieses Moment, das für Sicherheit und Abstand zwischen einander sorgt, Berührungsfurcht. Das Wort beschreibt, wie im alltäglichen Miteinander Berührung reguliert wird. Der Begriff benennt auch, wie elementar für Sozialität die Achtung der körperlichen Grenzen des anderen ist. Es ist soziale Norm und ungeschriebenes Gesetz, dass Menschen einander nicht ohne Erlaubnis berühren. Auf ganz massive Weise wurde Khaled B. demonstriert, dass er nicht mehr darüber bestimmen konnte, wer ihn berühren durfte und wer nicht. Der Angreifer respektierte die Grenze nicht, er ging darüber hinweg.

Doch Khaled B. wurde nicht nur auf unerlaubte Weise berührt, er erfuhr einen massiven Eingriff in seine körperliche Unversehrtheit. Mit Füßen getreten zu werden, ist Ausdruck grenzenloser Macht auf Seiten des Täters und absoluter Ohnmacht auf Seiten des Opfers. Es ist Zeichen für Verachtung und Erniedrigung. Nun sind Schläge generell kein Zeichen für Wertschätzung und Anerkennung. Wer aber mit den Füßen tritt, verleiht seiner Absicht einen besonderen Ausdruck. Die Füße sind das Schmutzigste am Körper.

Kein körperlicher Kontakt beinhaltet mehr Verachtung als ein Fußtritt: Das Opfer ist es nicht wert, mit den Händen angefasst zu werden.

Zwei Körper. Der Körper des Einen war die Waffe, der des Anderen das Ziel. Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit wurden in dieser Situation – der eine zusammengekrümmt, mit den Händen über dem Kopf am Boden, der andere stehend über ihm – überdeutlich. K. musste sich nicht einmal bücken, um den anderen zu versehren. Seine Fußtritte verletzten nicht nur die Grenzen von Khaled B.s Körper – sie zerstörten die Grenzen durch den Schmerz. Mit wenigen Tritten bemächtigte sich Rene K. seines Opfers. Khaled B. gehörte nicht mehr sich selbst, sondern dem Anderen. Nicht er bestimmte, seine Arme über den Kopf zu reißen, die Schmerzen wiesen ihm den Weg. In gleichem Maße, wie sich Khaled B.s Grenzen auflösten, erweiterten sich die körperlichen Grenzen Rene K.s. Er okkupierte den Körper des anderen, wie ein Stück Land, das es zu besetzen gilt. Während Khaled B., eingeklemmt zwischen zwei geparkten Autos, sich vor Angst und Schmerz am Boden krümmte, lachte Rene K. Er war Herr der Lage.

Rene K. ließ von seinem Opfer ab. Gemeinsam gingen die Verfolger zurück zu den Autos. Warum er nicht weitertrat, lässt sich nur vermuten. Auch seine Aussage gibt wenig Aufschluss darüber: „[...] Der Ausländer fing dann an zu jammern. Nach meiner Erinnerung rief er: ‚Ich bin tot, ich bin tot!‘ Dabei hielt er sich den Kopf. Ich ließ daraufhin von dem Ausländer ab. In dieser Zeit kam dann auch von hinten einer der Steine geflogen, die wir zuvor in den PKW geladen hatten. [...] Wir haben dann wie gesagt von dem Ausländer abgelassen. Für uns war die Sache damit erledigt [...] An dieser Stelle möchte ich noch ergänzen, dass ich die Fußtritte nicht mit voller Wucht geführt habe, da ich mich eigentlich über das zweimalige Stolpern des Ausländers amüsiert hatte. Es gab auch eigentlich keinen konkreten Grund oder Anlass, auf diesen Ausländer einzutreten, weshalb ich dann schließlich auch von ihm abgelassen habe. Überhaupt war nicht abgesprochen, irgendwelche Ausländer zu jagen. Jedoch war das Ziel den Mann mit der Machete zu finden und ihn der Polizei zu übergeben.“ Rene K. deutet in diesen Worten unterschiedliche Erklärungen an, führt aber keine zu Ende. Zunächst erwähnt er die Schreie Khaled B.s. Haben sie ihn erschreckt, bekam er durch das Rufen „Ich bin tot, ich bin tot“ Angst vor dem eigenen Handeln? Rene K. merkt auch an, dass die Tritte für Khaled B. nicht dem Plan entsprachen, somit unnötig waren, dies allerdings erst, nachdem er bereits mehrfach zutreten hatte. Es sind aber auch verschiedene andere Szenarien denkbar: K. war mit der Meute, wie er selbst sagt, auf der Suche nach einem schwarzen Mann mit einer Machete; Khaled B. ist weiß. Vielleicht erübrigten sich aber auch einfach weitere Tritte, weil Khaled B. bereits ohnmächtig war. Vielleicht stimmt aber auch, was Rene K. sagt: „Die Sache“ war damit erledigt, ein-, zwei-, dreimal zu treten, gezeigt zu haben, dass es für Migrant*innen gefährlich ist, sich nachts auf der Straße zu bewegen. Er hat gezeigt, wer die Macht hat und wem die Straße gehört. Absolute Macht heißt nicht nur, des anderen kör-

perliche Unversehrtheit angreifen zu können, sondern auch zu bestimmen, wann, wer, wie stark Schmerz und Angst empfinden soll. Macht schlägt sich auch nieder in der Beliebigkeit, mit der Gewalt ausgeübt wird.

Sprache

Am Boden liegend gab Khaled B. einzelne Worte, Satzketten, Klagelaute von sich, Bruchstücke von Sprache. Dass er sich so artikulierte, lag nur bedingt an seinen geringen Deutschkenntnissen. Es gehört zum Wesen des Schmerzes, die Sprache zu zerstören. Die Fähigkeit sich mitzuteilen, das Gefühl nach außen zu tragen, sie somit zu einem Teil der äußerlichen Welt werden zu lassen, ist durch den Schmerz genommen. Ist er vorüber oder abgeklungen, so lässt er sich bezeichnen: Er sticht, pocht, schneidet – doch solange heftige Schmerzen im Körper toben, entziehen sie sich der Beschreibung. Darüber hinaus wendet sich die Sprache gegen das Opfer. Sie wird zu einem Agenten des Gegners. Khaled B.s Worte und Laute, waren Zeichen seiner Niederlage, seiner Unterlegenheit, dessen, was der andere ihm angetan hat. Sie zeigten Rene K. wie wirksam sein Tun war. Sie führten ihm vor Augen, dass Khaled B. litt, Angst hatte, dass er Schmerzen empfand.

Für Rene K. hingegen wurde die Sprache zur Waffe. Es ist nicht klar, was er gesagt hat, als er auf Khaled B. eintrat. Doch sein Lachen und die gepröhlten Parolen der anderen genühten, um Khaled B. zusätzlich zur körperlichen Verwundung zu verletzen. Die Sprache der Angreifer verhöhnt, kränkt und beleidigt das Opfer. Sie will nicht kommunizieren. Sie ist im Prozess der Gewalt nur ein weiteres Mittel, dem Anderen Leid zuzufügen und dieses sichtbar zu machen, indem man darüber spricht, dem Opfer spiegelt, was man vor sich sieht, den sich am Boden krümmenden und flehenden Körper verlacht. Jean Améry schreibt: „Das Wort entschlafft überall dort, wo eine Wirklichkeit totalen Anspruch stellt.“ Für Khaled B. hieß diese Wirklichkeit Schmerz und Angst.

Überleben (1)

In Todesangst rannten Farid Guendoul und Issaka K. davon. Guendoul lief, weil er sich schon längere Zeit in Deutschland aufhielt und wusste, dass die Verfolger eine Gefahr für Leib und Leben darstellten. Die Berichte über Angriffe auf MigrantInnen und deren Unterkünfte verbreiteten sich schnell unter den Flüchtlingen. Issaka K. rannte, weil er, obwohl er das Rufen der Verfolger nicht verstehen konnte, an der Reaktion Guendouls und Khaled B.s ablesen konnte, dass seine Furcht begründet war. Er, ein 18-jähriger Flüchtling aus Sierra Leone, verfügte über keinerlei Ressourcen, auf die er zurückgreifen konnte. Er war das Opfer par excellence. Während sowohl Farid Guendoul als auch Khaled B. sich schon in Guben auskannten, Deutsch sprachen, einige Kontakte geknüpft hatten und auch von der Ausländerfeindlichkeit der Bevölkerung wussten, hatte Issaka K. nichts von

allem vorzuweisen. Er verstand weder, noch konnte er sich verständigen, er war ganz auf seine Freunde angewiesen. Dazu kam, dass Guendoul und Khaled B. deutlich älter waren als er. Farid Guendoul war 28, Khaled B. 27 Jahre alt. Issaka K. lief hinter Guendoul her, er musste sich an jemanden halten. Panik bestimmte das Verhalten der beiden Fliehenden; den einen leitete sie, weil er wusste, in welcher Gefahr sie waren, den anderen, weil er nichts wusste.

Farid Guendoul erreichte die Haustür des Wohnhauses Hugo-Jentsch-Straße 14. Sie war aus Glas. Er trat die Scheibe ein und kroch durch das Loch in den Hausflur. Dabei verletzte er sich die Schlagader am Knie. Hinter ihm zwängte sich Issaka K. durch die Öffnung. Sie liefen hoch in den ersten Stock, dann noch einen Absatz höher. Farid Guendoul lehnte an der Wand und bat Issaka K., ein Taxi zu rufen, um in die Flüchtlingsunterkunft zu fahren. Issaka K. lief die Treppen wieder hinab, lugte durch die Tür und sah einige der Verfolger im Auto auf der Straße. Er hastete wieder nach oben, berichtete seinem Freund, was er gesehen hatte, bemerkte das Blut und rannte erneut nach unten, um nach einem Taxi zu sehen.

Warum Farid Guendoul in das Haus wollte, lässt sich nicht mehr klären. Vermutlich erschien es ihm als eine Möglichkeit, den Feinden zu entkommen, als ein Versteck. Dass die beiden Verfolger schon nach wenigen Schritten aufgegeben hatten und zu den Autos zurückgekehrt waren, konnten Guendoul und K. nicht bemerken. Ihre Angst hatte sie vorwärts getrieben.

Es blieb keine Zeit, auf Konventionen zu achten, die Klingel zu betätigen und darauf zu warten, dass jemand kurz vor fünf Uhr morgens die Tür öffnet. Es blieb auch keine Zeit, einen Gegenstand zu finden, mit dem die Scheibe zu zerbrechen wäre. Farid Guendoul hatte nur seinen Körper und er benutzte ihn als Werkzeug. Normalerweise geht man mit dem Körper pfleglich um, versucht, darauf zu achten, ihn nicht mutwillig zu verletzen. Die Situation erlaubte es jedoch nicht, abzuwägen, welches Risiko mit dem Durchtreten einer massiven Glasscheibe verbunden ist. Vielmehr verlangte sie um des Überlebens willen ein Verhalten, das von dem gewohnten Umgang mit dem Körper absieht. Es ist das Drama dieser Geschichte, dass sich Farid Guendoul, um sein Leben zu schützen, gezwungen sah, Dinge zu tun, die ihn das Leben kosten würden.

Issaka K. und er schalteten kein Licht an, um die Verfolger nicht auf sich aufmerksam zu machen. Sie verhielten sich so leise wie möglich, um kein Aufsehen zu erregen. Und sie wagten nicht, an eine der Türen zu klopfen. Sie wollten nicht noch mehr Aufmerksamkeit erzeugen. Sie konnten nicht wissen, wer hinter den Türen wohnte. Farid Guendoul blutete heftig. Furcht und Panik ließen seinen Puls rasen und sein Herz heftig schlagen, was dazu führte, dass das Blut viel schneller als gewöhnlich in seinem Körper pulsierte und aus der verletzten Schlagader an seinem Knie schoss. Das Blut floss sein Bein hinunter, durchdrang Strumpf und Schuh und lief die Treppen hinab. „Eine Rettung des

Geschädigten Farid Guendoul wäre nur etwa zehn Minuten nach der Verletzung durch Abbinden des rechten Beines noch möglich gewesen“, stand später im Urteil des Landgerichts Cottbus. Issaka K. bemerkte, dass sein Freund immer schwächer wurde, und schon bald nicht mehr aufrecht stehen konnte. Er stieg wieder die Treppen hinunter, schlüpfte durch die zerschlagene Tür, sah ein Taxi kommen und erkannte gleichzeitig eines der Autos, die ihn verfolgt hatten. Issaka K. riss die Tür des Taxis auf, sprang hinein und versuchte, in gebrochenem Deutsch zu erklären, dass sein Freund verletzt ist und er selbst ins Asylbewerberheim gefahren werden möchte. Der Taxifahrer Olaf R. fuhr los und bemerkte im Rückspiegel ein Auto, das ihnen folgte.

Flucht

Olaf R. brachte Issaka K. nicht zum Asylbewerberheim, sondern steuerte die nächste Kneipe, *Toms Bistro*, an. In seiner Zeugenaussage bei der Polizei gab er an: „Dann bin ich losgefahren, im Rückspiegel bemerkte ich, dass der genannte dunkle PKW wendete und hinter mir her kam. Unterwegs habe ich ihn dann gefragt, wo er hin will, er sagte ins Asylheim. Ich bemerkte jedenfalls, dass der PKW weiter hinter mir her fährt. Da mir das zu unsicher war in das Asylheim zu fahren, bin ich zum Otto-Thiele-Berg zum Tom Bistro gefahren, mit der Absicht, den Ausländer dort abzusetzen. Denn mir war bekannt, dass dort noch geöffnet war, dass er dort bei dieser Situation besseren Schutz findet, als wie am Asylheim, wo der Wächter erst das Tor öffnen muss. Die Situation war so, das genannte Fahrzeug war direkt hinter meinen. Ich bin dann unmittelbar auf den Parkplatz vor diesen Bistro gefahren, das genannte Fahrzeug blieb auf der Strasse stehen. Mit den Fahrgast bin ich aus den Fahrzeug gestiegen und bin mit ihm rein ins Bistro. Zur Chefin habe ich dort gesagt, dass der Ausländer verfolgt wird, sie wollen ihn bestimmt verprügeln. Der Ausländer verblieb im Bistro, ich bin dann los gefahren, da ich eine Terminfahrt hatte. Als ich dann mit meinen Taxi vom Parkplatz auf die Strasse fuhr, stand der genannte PKW noch da und ca. 6 Jugendliche. Einer der sechs Jugendlichen kam dann an das Taxi und hat gebrüllt, wir wollen nur mal gucken, ob er drin ist, er sich versteckt hat.“

Offenbar erkannte Olaf R., die Gefahr, in der sich sein Fahrgast befand, auch ohne dass dieser mit ihm kommunizieren konnte. Couragiert entschied er, seinem Fahrgast zu helfen und ihn statt in die Asylbewerberunterkunft an einen sicheren Ort zu bringen. Er tat dies vermutlich auch zu seinem eigenen Schutz. *Toms Bistro* lag in der Nähe, die Strecke bis zum Heim hätte deutlich länger gedauert. Dabei von einem unbekanntem Wagen verfolgt zu werden, dessen Anblick dem eigenen Fahrgast Angst und Schrecken einjagt, war vermutlich keine besonders verlockende Vorstellung.

Bemerkenswert ist, dass Olaf R. Issaka K. überhaupt in sein Taxi steigen ließ, denn seit Mitte 1997 liefen TaxifahrerInnen in den ostdeutschen Grenzregionen Gefahr, wegen Schleusertätigkeit verurteilt zu werden. Bis 2001 waren etwa 150 derartige Ermittlungs-

verfahren eingeleitet worden. Olaf R. hätte den jungen, schlecht Deutsch sprechenden, unverkennbar sehr aufgeregten Mann ohne weiteres auf der Straße stehen lassen können. Er hätte ihn „übersehen“ oder, und sei es nur weil er einen Grund brauchte, um diese Entscheidung vor sich selbst zu rechtfertigen, an die Ermittlungsverfahren gegen seine Berufskollegen erinnert werden können. Doch er hat angehalten, Issaka K. einsteigen lassen und ihn, entgegen dessen Aufforderung, an einen Ort gebracht, der ihm sicherer erschien, als das eigentliche Fahrtziel.

Ordnungsmacht

Die Meute war dem Taxi bis zum Bistro gefolgt. Von der Gastwirtin forderten die jungen Männer an der Tür lautstark die Herausgabe von Issaka K. Sie versuchten, in die Gaststätte einzudringen, doch die Wirtin verweigerte den Zutritt und drohte mit ihren Hunden. Ihr resolutes Auftreten verunsicherte die Jugendlichen, sie wussten nun nicht, was sie tun sollten, konnten und durften. Alexander B. und Denny T. riefen erneut die Polizei.

Zum dritten Mal in dieser Nacht hatten die jungen Männer Kontakt mit der Polizei. Immer dann, wenn sie alleine nicht mehr weiter kamen, rief jemand aus der Gruppe die Ordnungshüter. Das ist insofern interessant, als es nahelegt, dass die Jugendlichen sich ganz offensichtlich im Recht fühlten. Sie waren sich – ihr Handeln lässt dies vermuten – keiner Schuld bewusst, sondern davon überzeugt, sich angemessen zu verhalten. Ihr Anspruch auf Hilfe durch die Polizei erschien ihnen völlig legitim. Für sie war Issaka K. „Julio“, derjenige, der ihren Freund verletzt hatte. Ihn wollten sie zur Rechenschaft ziehen. Von außen betrachtet ist dieses Verhalten mindestens paradox: der Ruf Alexander B.s und Denny T.s nach der Ordnungsmacht, obwohl beide einer Gruppe angehörten, aus der heraus noch kurz zuvor eine Frau angegriffen, Fensterscheiben eingeworfen, drei Migrant*innen durch die Stadt gejagt und ein Mensch getreten und gedemütigt worden waren. Aus der Innenperspektive der Gruppe, anders lässt sich dies nicht deuten, stellte das ganz offensichtlich keinen Widerspruch dar. Denn sowohl die Geschichte, die in dieser Nacht den Tätern ihr Handeln sinnhaft erscheinen ließ, erlaubte es, die Polizei zu Hilfe zu rufen als auch deren Auftreten bisher. Sie hatte die Jugendlichen zwar gemäßregelt und ihre Ausweise kontrolliert, sich aber inhaltlich nicht zu deren Vorwürfen geäußert. Der Verlauf des Abends, das eigene Handeln ebenso wie das koordinierte Verhalten der Gruppe, verlangte nach Kohärenz. Das Gerücht erfüllte diese Bedingungen. Es war etwas, das die Gruppe zusammenhielt und den Einzelnen an die Gemeinschaft band – sie hatten Ronny P.s Verletzungen gesehen und waren gemeinsam ausgezogen, ihn zu rächen.

Die Polizei erreichte in zwei Fahrzeugen *Toms Bistro*. Im Inneren fanden die Beamten Issaka K. auf einem Stuhl sitzend, seine blutigen Hände im Schoß. Die Beamten legten ihm Handschellen an und führten ihn hinaus. Das bestimmte Auftreten der Gastwirtin hatte ausgereicht, um der Gruppe den Wind aus den Segeln zu nehmen und sie nach Poli-

zei und Rechtsstaat rufen zu lassen; kaum waren die Beamten vor Ort, kam es erneut zum Aufruhr. Die jungen Männer bedrängten zunächst die Polizisten am Bistro, bildeten dann aber eine Gasse durch die Issaka K. in Handschellen zum Polizeiwagen geführt wurde. Einer der Polizisten begründete das Anlegen der Handschellen später vor Gericht damit, dass er die Jugendlichen vor der Gaststätte besänftigen wollte. Er habe Sorge um Issaka K.s Sicherheit gehabt und geglaubt, ihn durch die Handschellen schützen zu können. Den Jugendlichen sollte demonstriert werden, dass die Polizei in ihrem Sinne handle und sich um den Mann kümmere, den sie gesucht hatten.

Die Strategie der Gubener Polizei an diesem Abend scheint insgesamt davon bestimmt gewesen zu sein, möglichst nicht in Konflikt mit den Jugendlichen zu geraten. Im Vordergrund stand offenkundig weniger diejenigen zu schützen, die von der Gruppe provoziert oder bedroht wurden, als vielmehr die Jugendlichen nicht aufzuregen. Axel S., der sich am Hitlergruß und am Auftreten der jungen Männer gestört hatte, wurde weggeschickt, Issaka K., der vor den Jungen geflohen war, in Fesseln abgeführt. Dabei handelten die Polizisten nicht, wie man vielleicht denken könnte, versehentlich und in Unkenntnis der jeweiligen Lage so, dass die Angreifer besser behandelt wurden als diejenigen, die ihnen unterlegen waren. Denn die jungen Männer waren für die Beamten keine Fremden. Die meisten von ihnen hatten vor diesem Freitagabend schon mindestens einmal Kontakt mit der Polizei gehabt. Guben ist nicht groß. Die wenigen straffälligen Jugendlichen sind bekannt. Umso erstaunlicher und gleichzeitig weniger verwunderlich ist das Verhalten der Beamten. Einerseits sollte man erwarten, dass bereits bekannte Delinquenten mit größerer Aufmerksamkeit behandelt werden, andererseits gehörten „die Jungs“ auch irgendwie dazu, sie waren Teil des Gubener Alltags der Polizisten. Möglicherweise waren die Beamten in der Vergangenheit mit dieser Umgangsweise gut gefahren. Und schließlich: Hätten die Jugendlichen geglaubt, von der Polizei in irgendeiner Art und Weise in ihrem Handeln eingeschränkt zu werden, sie hätten sie nicht gerufen.

Die beiden Polizeiwagen fuhren los. Jedoch genügte den jungen Männern das Ergreifen Issaka K.s durch die Polizei erkennbar noch nicht. Sie folgten den Polizeiautos in ihren Fahrzeugen. Im ersten Polizeiwagen saß K. in Handschellen. Einsatzleiter W., der den zweiten Wagen lenkte, wurde rasch klar, dass er die Situation nicht unter Kontrolle behalten können würde. Für wie brisant er die Situation gehalten haben muss, wird daraus ersichtlich, dass er noch von unterwegs Verstärkung anforderte – obwohl bereits zwei Wagen im Einsatz waren. An einer Kreuzung blieb der Einsatzleiter mit seinem Auto bei grüner Ampel stehen, um dem ersten Wagen einen Vorsprung zu geben. Aus einem der nachfolgenden Autos sprang Daniel R. und rannte zum die Fahrbahn blockierenden Polizeiwagen. Er trommelte mit den Händen auf das Dach, beschimpfte den Polizisten heftig und forderte ihn barsch zum Weiterfahren auf.

Auch die Reaktion Daniel R.s lässt erkennen, wie aufgeheizt die Stimmung unter den Verfolgern gewesen ist. In ihr scheint auf, was die Gruppe von den Polizeibeamten hielt, und darüber hinaus wird deutlich, dass die Sache für die jungen Männer noch nicht zu Ende war. Sie hatten den gesamten Abend über gegen soziale Normen, Regeln und Gesetze verstoßen. Im Sinne eines konsequenten Handelns war es für sie richtig, weiterzumachen. Jedes Aufhören hätte ihre vorangegangenen Taten in Frage gestellt. Die Gruppe war augenscheinlich am Bistro an einem Punkt angekommen, wo nicht das Weitermachen Fragen aufgeworfen hätte, sondern das Innehalten oder gar Abbrechen der „Jagd“.

Es war eine Art Pattsituation. Der Beamte blieb an der Ampel stehen, die Jugendlichen überholten ihn nicht. Einer beschimpfte und drohte ihm, er reagierte nicht darauf. Sie waren in der Überzahl, er repräsentierte die Macht des Staates. Der Polizist versuchte, seinen Kollegen einen Vorsprung zu verschaffen und die Jugendlichen aufzuhalten, doch seine Möglichkeiten waren, alleine im Wagen, begrenzt. Ungeachtet der Beleidigungen und Bedrohungen blieb der Einsatzleiter mit seinem Wagen an der grünen Ampel stehen; auch dies im Übrigen ein Hinweis darauf, für wie brisant er die Situation einschätzte. Warum, wenn nicht weil er Bedenken hatte bezüglich der Sicherheit des vorausfahrenden Polizeiwagens, hielt er in den frühen Morgenstunden vor einer grünen Ampel? Wäre er nicht beunruhigt gewesen, hätte er einfach weiterfahren können. Schließlich fuhr er, die Meute im Schlepptau, ebenfalls zur Wache.

Kurz nachdem der erste Polizeiwagen mit Issaka K. die Wache erreicht hatte, trafen auch die Verfolger dort ein. Zwischen ihnen und einem Polizeibeamten kam es vor der Wache zu heftigen Diskussionen darüber, wer Issaka K. sei und wie mit ihm umgegangen werden müsse.

Höhepunkt des Ringens zwischen Jugendlichen und Polizei um Deutungshoheit auf der einen und Handlungsmacht auf der anderen Seite, war der Versuch der jungen Männer, über den Zaun auf das Gelände der Polizeiwache zu kommen. Dies wurde von den Polizisten in der Wache nicht als jugendlicher Leichtsinn, sondern als veritabler Angriff gewertet, gegen den zu wehren, sie sich nicht mehr alleine im Stande sahen: Um 5.20 Uhr wurden aus der Polizeistation Guben zwei Notrufe an den Bundesgrenzschutz abgegeben, in denen es hieß, die Polizeiwache werde belagert, Jugendliche versuchten über den Zaun zu steigen. Es gelang einem der Beamten später doch, die aufgebrachten jungen Männer zu beschwichtigen und sie von der Wache fernzuhalten.

Polizeibeamte auf der Straße nicht ernst zu nehmen war eine Sache, der Versuch, in ihr Territorium einzudringen, hingegen war von besonderer Qualität. Es war ein Zeichen für die zunehmende Entgrenzung des Verhältnisses Meute – Polizei. Selbst wenn ihnen das Eindringen letztlich nicht gelang und sie von einem Beamten beruhigt werden konnten, macht doch der Versuch deutlich, wie weit der Prozess der Entgrenzung vorangeschritten war. Sukzessive hatte sich im Laufe der Nacht die Haltung gegenüber den Poli-

zisten verändert. Fünfmal ist die Gruppe mit Beamten in Kontakt gekommen, am *Dance-Club*, in Ronny P.s Wohnung, am Bistro, an der Kreuzung und schließlich an der Wache – jedes Mal wurde das Auftreten aggressiver, provozierender, im Wortsinn grenzüberschreitender. Bis zuletzt nicht mehr nur einer, sondern mehrere versuchten, den Zaun zur Wache hin zu erklimmen.

Tod

Um 5.18 Uhr stellte der Notarzt in der Hugo-Jentsch-Str. 14 den Tod Farid Guendouls fest. Nachbarn, die von Geräuschen im Treppenhaus geweckt worden waren, hatten ihn gefunden.

Vom Verlassen der Disko bis zum Tod im Treppenhaus in der Hugo-Jentsch-Straße hatte es 30 Minuten gedauert. Ob Guendoul im Treppenhaus gespürt hat, in welchem Ausmaß seine Kräfte schwanden, ob ihm klar war, dass er sterben würde, ist ungewiss.

Farid Guendoul starb einsam, in Angst, Ungewissheit und Dunkelheit. Seine Schmerzen und seine schwindenden Kräfte fesselten ihn ans Treppenhaus; er war gefangen. Diejenigen, die sich um ihn bemühten, sofern er ihre Hilfsversuche noch wahrnehmen konnte, waren Fremde. Nicht nur, weil er sie nicht kannte, sondern weil das Sterben ihn zu einem anderen machte, es kann von niemandem geteilt werden. Im Obduktionsbericht steht unter der Rubrik Todesursache: „Verblutungsschock bei hochgradigem Blutverlust nach außen nach Verletzung der Knieschlagader“. Und unter der Überschrift Todesart: „nicht-natürlicher Tod“.

Überleben (2)

Zwischen den Autos an der Straße liegend, dort, wo ihn Rene K. getreten hatte, erwachte Khaled B. kurz nach fünf Uhr aus seiner Ohnmacht. Außer ihm war niemand mehr auf der Straße. Er lief zum inzwischen geschlossenen *Dance-Club* und läutete. Der Wirt öffnete die Tür, Khaled B. berichtete, er sei überfallen worden, und bat, die Polizei zu rufen. Nach etwa 10 Minuten stürmten vier bis fünf Beamte des Bundesgrenzschutzes in die Diskothek. Khaled B. versuchte zu erklären, was passiert war und dass er nicht wisse, wie es seinen Freunden gehe. Man sagte ihm, er solle abwarten und nahm ihn mit zur Wache. Dort konnte er hinter einer Glasscheibe Issaka K. in Handschellen erkennen, der inzwischen vom Bistro aus dorthin gebracht worden war. Sie versuchten, sich gestikulierend zu verständigen, was von den Polizisten unterbunden wurde. Khaled B. drängte darauf, eine Aussage zu machen. Die Beamten fragten ihn, warum er es so eilig habe. Schließlich wurde er, ohne befragt worden zu sein, entlassen. Er eilte nach Hause und erwartete, dort Farid Guendoul zu treffen, doch sein Freund war nicht da. Besorgt fuhr er ins Krankenhaus, um dort nach Guendoul zu fragen und sich selbst untersuchen zu lassen. Vom

Krankenhauspersonal erfuhr er, dass Farid Guendoul gestorben sei. Ihm selbst verweigerte man eine Untersuchung, denn er hatte keinen Krankenschein, den Flüchtlinge ohne Krankenversicherung vorweisen müssen, um ärztliche Leistungen in Anspruch nehmen zu dürfen.

Issaka K. blieb bis zum Mittag in Handschellen auf der Wache, erst dann nahmen die Polizisten ihm die Fesseln ab und seine Aussage auf.

Die Hetzjagd auf der Straße hatte aus Issaka K. und Khaled B. Opfer gemacht. Die Behandlung durch die Polizei und das Krankenhauspersonal machte sie zu Gezeichneten. Sie hatten auf der Straße erfahren, dass Jugendliche zu Jägern und sie selbst zur Beute werden können, sie hatten am eigenen Leib erfahren, dass Gewalt erniedrigt und demütigt und zur Selbsterniedrigung zwingen kann. Im Krankenhaus und auf der Wache hatten sie gelernt, dass Menschen, von denen sie glauben konnten, dass sie ihnen helfen würden, sich in *Gegenmenschen* (Jean Amery) verwandeln können. Sie hätten sterben können in dieser Nacht und dass sie noch am Leben sind, verdanken sie dem Zufall, der Gelegenheit und einem Taxifahrer.

Rezivilisierung

Als ein Nachbar um halb sechs eine orangefarbene Decke über den toten Farid Guendoul legte, war die Meute vor der Polizeiwache schon wieder weitergezogen. Nach erfolglosen Versuchen, in das Revier zu gelangen, fuhr einer von ihnen nach Hause. Die anderen zehn trieb es zum *Drachenstübchen*, einem asiatischen Restaurant. Auch dort warfen sie die Scheiben ein. Neue Pflastersteine hatten sie vorher an einer Baustelle besorgt. Danach ging es zu Ronny P. in die Wohnung. Der Besuch dauert nur kurz, fünf von ihnen beschlossen noch einmal in die Hugo-Jentsch-Straße zu fahren, angeblich, weil einer von ihnen seinen Schlüssel dort verloren zu haben glaubte, wie es vor Gericht hieß. Dort wurden sie um 5.58 Uhr von der Polizei aufgegriffen und festgenommen. Die anderen sechs jungen Männer wurden im Lauf des Tages verhaftet.

Nur für die Leserin und den Leser teilt sich die Nacht in zwei Teile: vor und nach Farid Guendouls Tod. Die Jungen auf der Straße aber, die noch nicht um den verbluteten Algerier wussten, bewegten sich noch immer im Rausch eines aufregenden Freitagabends. Am *Drachenstübchen* wiederholte sich die Euphorie der Zerstörung. Endlich gab es wieder ein richtiges Erfolgserlebnis, wieder garantierte der Angriff auf ein unbewegliches Ziel den Erfolg, der sich bei der Jagd auf „Julio“ nicht hatte einstellen wollen. Sie agierten als traute Gemeinschaft.

Kameraderie und Gruppenzusammenhalt ergeben sich nie von selbst, sondern bedürfen sorgfältiger Pflege. Ein ganzes Geflecht von Mechanismen verhinderte auch bei dieser Gruppe junger Männer, dass sich jemand aus der Gemeinschaft entfernte oder sich anders verhielt, als das vermeintlich von allen erwartet wurde. Sie feuerten sich gegensei-

tig an, beobachteten einander, orientierten sich und ihre Handlungen aneinander und entwickelten so im Laufe der Nacht eine eigene, für sie kohärente und sinnvolle Deutung der Ereignisse, die auch Grenzüberschreitungen wie den Versuch, in die Polizeiwache einzudringen, abdeckte. Hannah Arendt hält fest, dass beim Einsatz kollektiver Gewalt zuallererst die individualistischen Werte verschwinden müssen. Im Gegenzug entsteht etwas Neues. Arendt: „An ihre Stelle setzt sich eine Gruppenkohärenz, die so genannte Kameradschaft, die intensiver empfunden wird und sich als stärkeres Band erweist als alle Formen der Freundschaft oder der Solidarität.“

Die Gruppe wurde nicht durch Befehl und Gehorsam organisiert, sondern vor allem durch Konformität, das heißt auch durch das Bedürfnis, mit den anderen eine starke Einheit zu bilden, für die im Zweifel eigene Interesse und Bedürfnisse hinten an gestellt werden. Stanley Milgram schreibt über den Unterschied zwischen Gehorsam und Konformität: „Konformität reguliert das Verhalten zwischen Personen von gleichem Status; Gehorsam verknüpft den einen Status mit einem andern. (...) Konformität ist Imitation, Gehorsam ist es nicht. Konformität führt zur Vereinheitlichung von Verhalten, da die Person sich dem Verhalten Gleichrangiger anpasst. (...) Bei Gehorsam ist die Handlungsanweisung bestimmt und nachdrücklich und nimmt die Form einer Anordnung oder eines Befehls an. Bei Konformität bleibt der Zwang, sich einer Gruppe anzuschließen, oft unausgesprochen.“ Sich konform zu verhalten, ohne konkreten Anweisungen zu folgen, ist komplex. Es setzt nämlich voraus, dass man weiß, ohne es direkt gesagt zu bekommen, welches Verhalten im Sinne der Gemeinschaft das richtige und welches das falsche ist. Es geht dabei nicht um allgemeine Normen und Werte, sondern um die, an denen sich die Mitglieder der Gruppe orientieren. Die waren, das geht aus dem Verlauf der Nacht und den verschiedenen Gewaltakten und Sachbeschädigungen hervor, eindeutig andere als die, die gemeinhin gesellschaftlich akzeptiert sind. Die jungen Männer kannten sich, sie waren schon häufiger miteinander unterwegs gewesen und konnten ungefähr einschätzen, was sie voneinander zu erwarten hatte – wissen konnten sie es nicht. So beförderte wohl auch die Erwartung, die die einzelnen an die anderen Mitglieder der Gruppe hatten, die Dynamik der Ereignisse.

Das gemeinsame Er- und Durchleben der verschiedenen Stationen in der Nacht erhöhte zum einen das Zugehörigkeitsgefühl innerhalb der Gruppe, zum anderen wurde auch die Hürde auszusteigen – sofern das gewollt gewesen wäre – immer höher. Und dies obwohl es in der Gruppe keine ausgewiesene Autoritätsperson gab. Zwar haben sich einige besonders hervorgetan, doch es war keine dezidiert hierarchisch strukturierte Gemeinschaft, in der die einen die Anweisungen gaben, die die anderen ausführen mussten. Auch im Nachhinein, vor Gericht, in Gesprächen mit SozialarbeiterInnen und psychologischen Gutachtern, wurde von den Jugendlichen diese Einigkeit im Verhalten betont. Nirgendwo findet sich ein Hinweis darauf, dass einer einzelnen Person die Verantwortung zuge-

schrieben wurde. Es war nie die Rede von Gehorsam oder Zwang. Hingegen finden sich Aussagen, die darauf hinweisen, dass es das Bedürfnis gab, vor den Augen der anderen zu bestehen.

Um kurz vor sechs war alles zu Ende. Jagd-, Zerstörungs- und Angriffslust waren erschöpft. Der Hunger nach Aufregung, nach dem Sich-gemeinsam-erleben war offenbar gestillt. Der Freitagabend hatte seine Versprechungen eingelöst. Der ganze Aufwand aber, die investierten Emotionen wären nur halb so wertvoll, wenn es keine Möglichkeit gäbe, sie zu teilen, miteinander und mit anderen darüber zu kommunizieren. Die Ereignisse noch einmal Revue passieren zu lassen, bestätigte die Zusammengehörigkeit der Gruppe, das gemeinsame Beenden des Abends bei Ronny P. in der Wohnung diente jedoch noch einem anderen Zweck.

Aus der Meute wurden die Einzelnen wieder herausgelöst. In Ronny P.s Wohnung wurde die Geschichte kohärent gemacht, jeder Handlung ein Sinn zugeschrieben, jedem Einzelnen die passende Rolle im Prozess gewiesen. Nicht, um vor Außenstehenden oder gar der Polizei eine übereinstimmende Geschichte erzählen zu können, sondern um für sich selbst zu verstehen und sinnhaft interpretieren zu können, was geschehen ist.

Wenig macht mehr Freude oder gibt im Zweifelsfall Trost, als nach einem gemeinsam erlebten, außergewöhnlichen Ereignis dieses im Gespräch zu wiederholen, auch so findet Vergemeinschaftung statt. Die Gruppe hatte sich in den letzten Stunden jenseits der Zivilität, jenseits sozialer Ordnungen bewegt. Dies galt es nun aufzuheben. Die jungen Männer beendeten im kleineren Kreis den Abend, wie sie ihn angefangen hatten. Sie saßen zusammen, tranken, redeten, lachten. Ronny P., der mit seiner Erzählung vom „Neger“ mit der „Machete“ wesentlich dazu beigetragen hatte, dass der Stein überhaupt ins Rollen geraten konnte, wurde Rechenschaft abgelegt. Nebenbei erledigten seine Freunde, aufmerksam und um ihn besorgt, einen Krankenbesuch.